

An der Seite der aufständischen Kurden

Von Erich Helmensdorfer

Der Verfasser hat jüngst mehrere Wochen an der Seite der kurdischen Partisanen gelebt, die in den Bergen des nördlichen Irak den Krieg gegen die Regierung von Bagdad führen. Er war der einzige Journalist, der den neuen Ausbruch des Aufstandes bei den Kurden miterlebte. Die Authentizität seines Berichts leidet nicht darunter, daß er aus begreiflichen Gründen präzise Ortsangaben und seinen Reiseweg verschweigt.

Die Scheinwerfer des Autos verlöschen, der Motor wird abgestellt. Dann warten der Fahrer und ich auf den Kurden, der mich über die Grenze nach dem Irak bringen soll. Durch das steinige Tal, in dem der letzte Kilometer fahrbarer Straße endet, windet sich ein Fluß. Der Vollmond taucht Berge und Wiesen in jenes Licht, das alle Dinge unwirklich erscheinen läßt. Ab und zu kreischt ein Nachtvogel, die Frösche quaken ein höllisches Konzert. Leiser Hufschlag: ein Pferd schnaubt, und aus dem Nichts taucht der Führer mit zwei Pferden auf. Er verbeugt sich tief und schüttelt unter kurdischen Begrüßungsformeln mit beiden Händen meine Rechte. Im nächsten Augenblick tastet er den Fremden geschäftsmäßig ab, ob etwa irgendwo Waffen versteckt sind, verstaut den Rucksack und hilft in den tiefen kurdischen Sattel ohne Steigbügel. Auf arabisch wünscht der Chauffeur gute Reise, und schon durchqueren wir den Fluß und reiten in die Berge.

Das Gebiet der aufständischen Kurden zu erreichen, ist ein Abenteuer, das der Phantasie Karl Mays heute noch alle Ehren erweist. Im „wilden Kurdistan“ gibt es keine Straßen, die diese Bezeichnung verdienen. Der Reisende ist auf Pferd, Maultier und seine Füße angewiesen. Die Gebirgsketten, zwischen 1000 und 3000 Meter hoch, die überquert werden müssen, scheinen kein Ende zu nehmen, und man muß Vertrauen zur Sicherheit des Tritts der Tiere haben. Der nächtliche Ritt läßt die Abgründe nur ähnen, die gelegentlich neben dem Saumpfad gähnen; der unkundige Reiter überläßt es nach einigen vergeblichen Lenkversuchen dem Instinkt des Pferdes, den Weg zu suchen. Bergauf wird das Gleichgewicht durch Vorbeugen, bergab durch Zurücklehnen mühsam gehalten. Schweigend und ohne Pause geht es so drei Stunden. Dann fällt der Berichterstatter nach dem ersten Ritt seines Lebens mehr vom Pferd, als daß er absteigt, und verbringt eine Viertelstunde damit, seine Beine an das Gehen zu erinnern. Der Kurde steigt erst eine Stunde später ab, als die Lehmhütten eines Dorfes erreicht sind. Daß jemand nicht reiten kann, will ihm nicht in den Sinn.

Erst am nächsten Mittag, als bei hellem Sonnenschein die unbewachte Grenze auf dem Grat eines 2600 Meter hohen Berges überschritten wird, und der Europäer faustgroße Blasen an den Füßen vorweisen kann, zeigt der Kurde leise Anzeichen von Hochachtung. Er breitet seinen Gebetsteppich in Richtung Mekka aus, legt die Filzlatzen ab und verrichtet als frommer Mohammedaner sein Gebet. Dann zeigt er in unendliche Ferne und macht deutlich, daß hinter einer der unzähligen Bergketten am Horizont, nach weiteren drei Tagesmärschen, das Ziel erreicht sein wird. Bis dahin ist aus den Blasen Hornhaut geworden, und die Schenkel haben sich an das ungewohnte Spreizen auf dem Pferd, wenigstens für zwei Stunden, gewöhnt. Abwechselnd reitend und laufend erreichen wir die erste Kommandozentrale der kurdischen Rebellen.

Die Vorgeschichte

Die Kurden leben in jener weltabgeschiedenen Gegend, wo die Türkei, Persien, Syrien und der Irak zusammenstoßen. Bis an die Hänge des Kaukasus in der Sowjetunion im Norden gibt es kurdische Siedlungen. Das Volk von rund sechs Millionen, in viele Stämme gesplittet, war immer ein Unruheherd. Als ein Fremdkörper lebten die kurdischen Hirten und Bergbauern in ständigem Kampf gegen die Türken im Osmanischen Reich. Im Vertrag von Sévres, den jeder Kurde dem Namen nach kennt, erkannten die Alliierten 1920 das Recht der Kurden auf Unabhängigkeit an. Drei Jahre später wurde Kurdistan zwischen dem Irak, der Türkei und Persien aufgeteilt. In dem Vertrag von Leusanne (1923) wurde der Keim zu den Unruhen gelegt, die seither ununterbrochen von den kurdischen Minderheiten ausgehen. Damals schien die Aufteilung ein geschickter Schachzug zu sein, um einige Länder innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu beschäftigen; heute ist daraus einer der Brandherde der Weltpolitik geworden. Vornehmlich im Herzland der Kurden, das im Irak und in Persien liegt, gab es im Zusammenhang mit den bewegten Vorgängen in diesen Ländern laufend Versuche, kurdische Rechte durchzusetzen.

Während des Zweiten Weltkrieges wurden England und die Sowjetunion 1941 Verbündete. Im August 1941 besetzten britische Truppen Südpersien. Sowjettruppen das iranische Aserbeidschan. Durch diesen persischen Korridor wurde amerikanische Kriegshilfe nach der Sowjetunion transportiert. Nach Kriegsende zogen die britischen Truppen ab; die Sowjets weigerten sich, den Iran (Persien) zu verlassen. Unter ihrer schützenden Hand gründete Dschafar Pischewari die „Demokratische Partei Aserbeidschans“ und bildete in Täbris eine Regierung. Gleichzeitig entstand ein kurdischer Staat. Der kurdische Politiker Ghazi Mohammed rief nach einem Besuch in Baku in der Sowjetunion am 15. Dezember 1945 die „Volksrepublik von Mahabad“ aus. Befehlshaber der Streikräfte mit dem Titel General wurde Mullah Mustapha aus dem irakischen Dorf Barsan, der sich seither Mullah Mustapha el Barsani nennt.

Wie Aserbeidschan wollten sich die Kurden von Mahabad aber nicht vom Iran (Persien) trennen. Nur dort konnten sie auf den Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte hoffen. Die kurdische Autonomie sah damals eigene Verfassung und Regierung, kurdische Schulen und Nationaltracht, Entschleierung der Frauen und Landreform vor. Die beiden selbständigen Gebilde, Aserbeidschan und Kurdistan, brachen nach Abzug der sowjetischen Truppen zusammen. Die persische Armee und mit ihr die Großgrundbesitzer kehrten zurück. Pischewari von Aserbeidschan floh in die Sowjetunion, Ghazi Mohammed wurde gehängt. Sein Grab in Ghazi Mohammed wurde gehängt.

Der Truppenkommandeur, General Barsani, entkam. Er ist heute der Anführer der aufständischen Kurden im Irak, und auf seinen Kopf sind fast eine Million Mark Belohnung ausgesetzt. Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist eine einzige Kette von Rebellion, Verfolgung, Flucht und Gefängnis. Für seine Generation entspricht sie ziemlich genau der zeitgenössischen Geschichte der Kurden.

Mullah Mustapha, der mit Vornamen Mullah heißt und nicht etwa den gleichnamigen priesterlichen Titel trägt, saß mit fünf Jahren zum erstenmal im Gefängnis. An der Hand seiner Mutter wurde er eingeliefert, als aufständische Kurden von den türkischen Behörden

eingesperrt wurden. Sein Bruder Abdel Salaam organisierte von 1914 bis 1916 Überfälle und Aufstände gegen die Türken. 1917 floh die Familie vor heranrückenden zaristischen Truppen. Nach dem Ersten Weltkrieg kämpften die Barsanis, angeführt von einem anderen Bruder Mullah Mustaphas, dem Scheich Ahmed, gegen die irakische Regierung und die Engländer. Erstmals wurden damals Flugzeuge gegen die Bergdörfer eingesetzt; die britische Royal Air Force kam den Streitkräften des Haschemitenkönigs Feisal zu Hilfe. 1932 wurde Mullah Mustapha gefangen und zu zwölf Jahren Zwangsarbeit im Süden des Landes verurteilt. Er konnte 1943 fliehen, kehrte sofort heimlich in sein Dorf Barsan zurück und inszenierte eine Erhebung, in deren Verlauf die irakische Armee solche Verluste erlitt, daß Ministerpräsident Nuri es-Said die Bedingungen der Rebellen akzeptierte. Aber schon zwei Jahre später bombardierten wieder die Maschinen der britischen Luftwaffe die Kurdendörfer. Mullah Mustapha floh nach dem Iran, wo er als General der Republik von Mahabad diente. Als sie im Dezember 1946 vor den persischen Truppen kapituliert, soll General Barsani angeblich beim amerikanischen Botschafter in Teheran um Asyl gebeten haben. Als der Amerikaner ihn jedoch abwies, kehrte er nach dem Irak zurück, sammelte seine Anhänger und trat den „langen Marsch der 52 Tage“ an. 800 Kurden brachen auf und kämpften sich in zahlreichen Gefechten gegen Türken, Perser und Iraker nach der Sowjetunion durch. Als sie am 19. Juni 1947 nach unsichigen Strapazen sowjetischen Boden erreichten, waren es noch 560. Der Rest war unterwegs gefallen und gestorben.

Fast drei Jahre lebte Barsani in Usbekistan. In jener Zeit sollen seine Streitkräfte auf 10 000 Mann angewachsen sein. Der Zuzug kam illegal mit sowjetischer Billigung über die Berge, wurde gut ausgebildet und ausgerüstet. Diese Truppen marschierten im Juli/August 1950 an der sowjetisch-persischen Grenze auf. Vermutlich plante Stalin damals einen weiteren Angriff nach dem Beispiel Koreas. Plötzlich aber wurden die kurdischen Truppen zurückgezogen. Heute schreiben politische Beobachter es dem Eingreifen der Truppen der Vereinten Nationen in Korea zu, daß der Kreml die Rückeroberung Kurdistans nicht zuließ.

Am 10. Juni begann der Feldzug

General Barsani erhielt die Erlaubnis, in Moskau zu studieren. Neun Jahre lang besuchte er die Universität und hörte Geschichte, Politik, Geographie und Wirtschaftspolitik. Als die Offiziere Abdel Kerim Kassams am 14. Juli 1958 das Haschemitenkönigreich in Bagdad stürzten, kehrte Barsani aus dem sowjetischen Exil zurück. Er kam über Prag, wohin ihm aus dem Irak der Publizist Ibrahim Ahmed entgegengefliegen war. Nach einer kurzen Zeit freundlicher Beziehungen zur Kassem-Regierung, in der zwei Kurden Minister waren, benutzte Kassam Kurden und Kommunisten, um die Revolte des Obersten Schawaf von Mossul zu unterdrücken. Dann verfolgte er beide; und die irakische Luftwaffe begann, kurdische Dörfer „auszuradiieren“. Nicht zuletzt die Unzufriedenheit in der Armee über den als sinnlos empfundenen Krieg in den Bergen des Nordiraks führte zur Revolution jener Offiziere, die Kassam stürzten und die heute in Bagdad am Ruder sind. Ihrem Putsch vom 8. Februar 1963 folgten Verhandlungen zwischen einer kurdischen Delegation und der Regierung in Bagdad.



Ibrahim Ahmed, Generalsekretär der Demokratischen Partei Kurdistans, vor dem Eingang zu seiner Höhle.

denen Krieg in den Bergen des Nordiraks führte zur Revolution jener Offiziere, die Kassam stürzten und die heute in Bagdad am Ruder sind. Ihrem Putsch vom 8. Februar 1963 folgten Verhandlungen zwischen einer kurdischen Delegation und der Regierung in Bagdad.

Die Forderungen der Kurden scheinen mit der Zeit immer höher geschraubt worden zu sein. Neben voller Kulturautonomie verlangen sie eigene Polizei, eine kurdische Division innerhalb der irakischen Armee, einen Vizepräsidenten und etwa ein Viertel der Einnahmen Iraks aus den in Kurdistan gelegenen Erdölfeldern. Die Verhandlungen brachen zusammen, und am 10. Juni begann Bagdad den gegenwärtigen Feldzug gegen die Kurden.

Die Kampfhandlungen zwischen Partisanen und irakischer Armee hatten aber schon vorher eingesetzt. Am 7. Juni hörte der Berichterstatter im Distrikt von Sulimaniyah unverkennbar Artilleriefeuer und Bombenwürfe. „In Esmar wird gekämpft“, informierte einige Stunden später ein kurdischer Krieger, der mit einer roten Armbinde und einem Holzknüttel als Polizist der Partisanen gekennzeichnet war. Er erwartete unseren Trupp am Kaschan-Fluß und führte uns zur Kommandozentrale. Unser Kommen war durch Funk angemeldet worden.

Die erste erstaunliche Feststellung ist: Die Partisanen verfügen über ein ausgezeichnet funktionierendes Meldernetz, das über das ganze Land gezogen ist. Dreißig Funkstellen sind Tag und Nacht in Betrieb. Sie senden, ohne ihre Positionen zu verändern, seit Monaten. Noch niemals aber hat die irakische Luftwaffe eine Funkstelle angegriffen. Die Kurden erklären dies mit der angeblichen Unfähigkeit der Iraker, durch Peilverfahren die Standorte ausfindig zu machen. Die kurdischen Funker sind selbst in der Armee ausgebildet worden und später desertiert. Ihnen bereitet es diebstehischen Spaß, den Funkverkehr des Gegners abzuhören und zu stören. „Unsere Spezialisten hat noch kein Code der Armee länger als zwölf Stunden standgehalten“, sagt stolz ein Offizier. Die Absichten der irakischen Armee werden aus den entschlüsselten Funkprüchen abgelesen, und sofort werden Gegenmaßnahmen getroffen. Stundenlang sitzen die Funker der Rebellen an ihren Geräten und bearbeiten die Morsetaste, damit der drahtlose Verkehr der Armee gestört wird. Gelegentlich beschimpft man sich auch per Radiotelephon, wofür die blumenreiche arabische Sprache sehr geeignet erscheint. Ein moderner Ätherkrieg ist über Kurdistan in vollem Gang.

Nicht weniger erstaunlich ist, daß die irakische Regierung und die Armee mit den illegalen Funkstellen der Aufständischen offizielle Ver-

bindung halten. Am 9. Juni trafen drei Funkprüche bei den Rebellen ein. Das Armeeoberkommando in Bagdad bot an. hohe Offiziere zu entsenden und bat um Antwort, wann und wo ein Hubschrauber landen könne. Gleichzeitig stellten zwei Divisionskommandeure in ihren Telegrammen kurzfristige Ultimaten, die mit beleidigenden Worten garniert waren. Die Rebellen antworteten an den Ministerrat des Iraks und machten höhnisch darauf aufmerksam, daß in der Armee die Führung nicht wisse, was sich unten abspiele und umgekehrt.

Wichtige Nachrichtenmittel der Kurden sind auch winzige Briefe, die durch Läufer und Reiter übermittelt werden. Auf dünnem Papier geschrieben, werden die Briefe auf Bonbonformat gefaltet und verklebt. Ständig kommen und gehen die Boten, und überall sitzen Krieger, die die kurdischen Briefe in arabischer Schrift lesen. Geheimhaltung und Mißtrauen sind so groß, daß jeder sich zur Lektüre des Schriftverkehrs absondert.

Links und rechts bei den Kurden

Die kurdische Aufstandsbewegung hat zwei Zentralen: das Hauptquartier der militärischen Operationen unter General Barsani und das Generalsekretariat der „Demokratischen Partei Kurdistans“. Beide sind in Höhlen untergebracht und haben Ausweichquartiere, die viele Tagesmärsche voneinander entfernt sind. Zwischen beiden Lagern herrschen Spannungen. Der Generalsekretär der „Partei“, wie sie kurz genannt wird, Ibrahim Ahmed, versichert, daß beide Teile sich einig seien über die Ziele der kurdischen Revolution und darüber, daß der Kampf bis zum Letzten fortgesetzt werden müsse. „Die Partei unterscheidet sich nur in ihren Wegen von General Barsani.“ Barsani sei ein Kurde reinen Geblüts, dem Stammesdenken verhaftet und vom Wunsch nach Zusammenarbeit mit Großgrundbesitzern geleitet. Die Partei dagegen, der der Jurist und Publizist Ibrahim Ahmed seit Dezember 1961 Schwung und Ideen beibringt, will die engen Stammesgrenzen überwinden und eine kurdische Nation formen. Sie fürchtet auch, ihren Anhang zu verlieren, wenn sie mit den Aghas und Beys, den Großgrundbesitzern, gemeinsame Sache macht. „Das Politbüro hat für die jetzige Kampfzeit die Frage der Landreform als nicht aktuell zurückgestellt“, sagt Ibrahim Ahmed. Aber das Revolutionslied „Hasali Khwein“ beginnt mit den Worten: „Die Aghas und die Söhne des Bey saufen das Blut der Arbeiter. Seite an Seite mit dem ganzen Volk kämpfen wir gegen die Ausbeuter.“

Das Politbüro oder Zentralkomitee besteht aus 19 Mitgliedern, als deren Vorsitzender General Barsani genannt wird. Barsani selbst aber lehnt es ab, im Zusammenhang mit der Partei eine Rolle zu spielen. Der Vierundsechzigjährige ist eine Führungsnatur, der immer an der Spitze zu stehen gewohnt ist und der jenen Respekt heischt, der ihm nach seiner Meinung als lebendem Symbol des kurdischen Kampfes zukommt. Die dialektisch geschulten Parteiführer wissen diesen Wert zu schätzen. „Es besteht in absehbarer Zukunft keine Absicht, Mullah Mustapha abzusetzen“, sagen sie. Über die ferne Zukunft herrscht Schweigen.

Diese Sprache können sich die Funktionäre der Demokratischen Partei Kurdistans erlauben, nachdem es ihnen gelungen ist, die Kommunisten, die vor zwei Jahren starken Zulauf hatten, an die Wand zu spielen. Heute ist „die Partei“ nur noch die Demokratische Partei Kurdistans, die nach dem Kadernsystem organisiert ist; sie hat die Voraussetzungen für jede militärische Aktion geschaffen. Sie treibt „freiwillige“ Leistungen bei der Bevölkerung ein, beschafft Waffen und Munition und in ihren Listen finden sich Unterschriften und Fingerabdrücke von 5500 Kriegern, die eine monatliche Familienunterstützung von etwa acht Mark bekommen. Im Laufe der Zeit ist sie für alle Operationen unentbehrlich geworden. „Wir beweisen General Barsani täglich neu unsere Loyalität“, sagt Ibrahim Ahmed, der das über große Mißtrauen des Kurdenführers menschlich verständlich, aber auch lästig findet.

„Die Partei“ hat ihre Anhänger, vor allem unter der Jugend, erst bekommen, als sie verkündete, daß sie auf marxistisch-leninistischer Grundlage stehe. „Das war das Sesam-öffnend“, lächelt ihr Generalsekretär verschmüzt, der es energisch von sich weist, Kommunist zu sein. Ein zweiunddreißigjähriger Krieger, Hossein Barsani, der als Junge den „langen Marsch“ in die Sowjetunion mitmachte und an der Universität Taschkent studierte, erklärt in perfektem Russisch, warum er nicht Kommunist sei: „Ich habe nur mein kurdisches Volk im Kopf, und keine andere Ideologie konnte deswegen in mich eindringen.“

Ibrahim Ahmed, der zwar zum Besuch von General Barsani aufforderte, aber keineswegs unglücklich ist, daß der Besucher nicht in der Lage ist, den zehn Tagesmärsche einfacher Strecke entfernt lebenden Kurdenführer zu sehen, meint, Barsani sei trotz seines sowjeti-

schen Exils antikommunistisch eingestellt. Er sei ein Patriarch, der das Kollegialsystem oder ähnliche Vorstellungen nicht verstehe.

Überzeugender als die Beredsamkeit sind die spontanen Reaktionen der Rebellen auf Radiosendungen. Zum kurdischen Krieger gehört heute nicht nur die über alles geliebte Waffe mit den martialischen Patronengurten über der Brust, der unvermeidliche Schnurrbart und der Tabaksbeutel zum Zigarettendrehen. Die moderne Zeit hat Einzug gehalten mit dem Transistorempfänger. Die kleinen Radiogeräte werden überall mitgeführt, und jeder Kurde hört mit Leidenschaft Nachrichten. Radio Bagdad wird ausgelacht und verhöhnt. „Saut el arab“, die Stimme der Araber aus Kairo ebenso gern, wenn auch skeptischer gehört als „Kol Israel“, die Stimme Israels. Radio Eriwan, die nächstgelegene sowjetische Radiostation, unterstützt die Kurden. „Natürlich, jetzt passen wir den Russen wieder in den Kram. In Wirklichkeit geht es ihnen nur um ihre Kommunisten.“ Ob ihrer Natürlichkeit überzeugende Kommentare dieser Art sind häufig. Man merkt, geschulte Ohren hören die politischen Sendungen ab.

Doch ist die Frage kaum zu beantworten, wie in einer schwierigen Lage die Rebellen auf ein Angebot sowjetischer Hilfe reagieren würden. Vermutlich glauben sie sich in ihren Bergen gegenüber äußeren Einflüssen so gefeit, daß sie Unterstützung annehmen würden, von welcher Seite auch immer sie kommen mag. Heute beklagen die Partisanen, daß sie von niemandem Waffen oder Gewehre erhalten. Sie sind vornehmlich mit dem aus den Brünner Werken stammenden Gewehr „Brno 17“ ausgerüstet, das dem deutschen Karabiner aufs Haar gleicht. Neben englischen Typen sind alle sonstigen Waffen sowjetischen Ursprungs. Die Kurden wollen sie von der irakischen Armee erobert haben. Aus dieser Quelle stammen auch die Ballen khakifarbenen Uniformstoffs mit der eingewebten Marke „Volksrepublik China“, die emsige Schneider auf uralten Nähmaschinen zu den praktischen Kurdenanzügen verarbeiten: Pumphosen und kurze Jacketts.

Der militärische Wert der „Peschmarga“ (wörtlich: „Die dem Tod die Stirn bieten“), wie die kurdischen Krieger genannt werden, liegt in ihrer Beweglichkeit, die mit genauer Kenntnis des Geländes verbunden ist. Sie bereiten den Überfall auf eine Polizeistation oder Truppeneinheit genau vor. Wenn der Gegner am wenigsten damit rechnet, greifen sie, oft nachts, an. Ehe die Iraker in dem Durcheinander erkennen, was vorgeht, und schwere Waffen einsetzen können, sind die Partisanen wieder in den Bergen verschwunden. Eine stehende Front gibt es nicht. Seit Ausbruch der Feindseligkeiten schnürte die irakische Armee ihre Standorte in den Städten und größeren Ortschaften von der Außenwelt ab. So wurde der außerhalb Sulimayhs gelegene Ortsteil Faraschauwa durch einen Graben quer über die Straße abgetrennt. Zwei Panzerwagen führen auf. Als es dunkel wurde, schossen die Panzerwagen Faraschauwa in Brand, ohne Warnung und ohne ersichtlichen Grund. Anscheinend wurde befürchtet, daß Partisanen in der Nacht eindringen könnten. Aus nächster Entfernung sahen „Peschmarga“ zähneknirschend zu; ihr Führer konnte seine Krieger nur mit Mühe zurückhalten, mit Gewehren und Messern blindlings anzugreifen.

Ein wilder Partisanenkrieg

Der Kampfgeist der Kurden, der ihnen seit Generationen den Ruf einbrachte, Räuber zu sein, ist unbändig. Die Augen blitzen, wenn sie versichern, daß die irakischen Soldaten nicht gegen sie bestehen würden. „Sie kämpfen für ihre Löhnung, wir aber mit dem Herzen für unser Vaterland.“ Man glaubt es aufs Wort, wenn ein Bataillonskommandeur versichert, daß er immer wieder predigen müsse, Gefangene seien als menschliche Wesen zu betrachten und dürfen nicht umgebracht werden. In der kurzen Periode der Verhandlungen mit der irakischen Regierung ließen die Partisanen alle Gefangenen frei: insgesamt 3500. Derzeit halten sie in drei Lagern wieder 200 Mann gefangen. Für die antikommunistische Einstellung „der Partei“ kann sprechen, daß darunter kommunistische Kurden sind. „Solche, die mit der Waffe in der Hand gegen uns gekämpft haben“, schwächt ein Offizier den Eindruck ab, es handle sich um politische Häftlinge.

In den vergangenen Jahren hätten die Aufständischen sich in den Besitz der von der irakischen Armee beherrschten Städte setzen können. Sie waren stark genug dazu. Aber sie gingen von der Überlegung aus, daß ihnen dann auch die Verantwortung für Wirtschaft und Versorgung zufalle. Dies zu meistern schienen ihnen zu schwierig, zumal die vermögenden Bevölkerungskreise von dem ständigen Krieg nicht begeistert sind. Zahllose Ergebenheitstelegramme wurden von diesen Kurden an die irakische Regierung gerichtet. Radio Bagdad verliest sie stundenlang; und der Fernsehsender, in den Bergen allerdings nicht zu empfangen, bringt Interviews mit Kurden, die den Aufstand verurteilen. Diesmal ist ein Mann allerdings nicht dabei, der dem



Der kurdische Rebell Hassan Ibrahim war dreißig Jahre lang Hauptlehrer. Heute ist er als Nachrichtenoffizier Experte im Knacken chiffrierter Funkprüche.

Kurdengeneral früher schwer schadete: sein Bruder Scheich Ahmed. Selbst der Sohn Barsanis war dem Aufruf des Sippenoberhauptes gefolgt, legte die Waffen nieder und ging nach Hause. Jetzt lebt der achtzigjährige Scheich Ahmed schweigend in seinem Dorf.

Die Bombardierungen der kurdischen Dörfer haben den Haß auf die Araber verstärkt. Schließlich weigerten sich Kurden, mit dem Fremden arabisch zu sprechen, und die Begleiter lehrten kurdische Begrüßungsformeln, damit Schwierigkeiten vermieden wurden. Auf die Mitteilung, der Besucher sei Deutscher, kam unweigerlich die ihrem Rassebewußtsein entsprungene Gegenfrage aus hakennasigen Gesichtern: „Sind die Deutschen auch Arier wie wir?“

An Gastfreundlichkeit sind die Kurden nicht zu übertreffen. Bei Besuchen wurde sofort Tee aufgebracht, während die unverschleierte Frauen im Hintergrund mit kleinem Handbrot Zucker in Stücken schlugen und Eßbares richteten, meistens Fladenbrot mit Joghurt, mitunter auch ein Eieromelette oder Butterkugeln, die in Zucker gewälzt gegessen werden. Selbst so arm, daß sie oft genug nur trockenes Brot zum Tee hatten, wurde dem Gast das Beste aufgetischt.

Tagsüber liegen die an die Berghänge geklebten Dörfer leer. Die Bevölkerung geht auf die Felder oder in die Berge und kehrt erst abends zurück. Nachts zu fliegen verstehen die irakischen Piloten nicht. Dann brennen überall die Benzin- oder Petroleumlampen, und die zwei Dutzend Jeeps und Landrovers der Partisanen quälen sich im Schrittempo über die seltenen Wege, auf denen die Wagen alle Stunde festfahren. Zwar werfen die Flugzeuge Napalm-Bomben, aber ihre Treffsicherheit ist erbärmlich. Vier zweimotorige Ilyuschins und zwei MIGs warfen sechzehn Bomben auf die 250 Häuser des Dorfes Mauwad, wobei nach eigener Beobachtung nur vier Häuser getroffen wurden. Ein Mann wurde getötet. Wenige Stunden später berichtete Radio Bagdad, das Dorf sei „ausgetilgt“ worden.

Mit orientalischer Übertreibung sind beide Seiten nicht sparsam. Die Rebellen versichern, 200 Feinde seien getötet worden, wenn ein halbes Dutzend Soldaten auf dem Schlachtfeld liegt; und die Siege der irakischen Armee über Kurdendörfer spielen sich nicht in den Bergen ab, sondern in der vorgelagerten Ebene, wo es keine Partisanenverbände gibt. Der große Kummer der Kurden ist, daß sie nicht auch ihre Stimme vernehmbar machen können. Nichts wünschen sie sehnlicher als eine Radiostation. Um die Welt auf ihren Kampf aufmerksam zu machen, spielen sie immer wieder mit dem Gedanken, eine der Einrichtungen der Erdölfelder von Kirkuk oder Mossul spektakulär in die Luft zu sprengen. Wenn das bisher nicht in größerem Umfang geschehen ist, so erklären sich manche Beobachter das damit, daß ab und zu ein Geldschein die Partisanen erreiche, der, wie sie meinen, auf geheimnisvolle Weise aus der Kasse der Irak Petroleum Company gekommen sei.



Kurdische Krieger am Kaschanfluß, in einer für ihre Heimat typischen Landschaft

Fotos Erich Helmensdorfer